

(Nachdruck verboten.)

70)

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Pelle lief selbst erst die Haupttreppe hinauf auf den Boden und unter das Dach, um den Bewohnern des Hinterhauses über den Boden zu Hilfe zu kommen. Aber da oben kamen ihm die Bewohner aus dem langen Dachgang entgegen. „Du kommst nicht mehr durch,“ jagte der alte Lumpensammler, „Piepmanns ganze Mansarde brennt. Und hier oben bei uns sind nicht mehr. Gott im Himmel nehme die Armen da drüben gnädig auf!“

Pelle versuchte trotzdem, sich einen Weg über die Böden zu bahnen, mußte aber umkehren.

Die Männer waren mit der Brandleiter gekommen und hatten sie in den schweren Gang hineinpraktiziert und sie aufgerichtet. Das Holzwerk hing an, herunterzufallen, da lagen brennende Balkenstücke rings umher, und jeden Augenblick konnte das Ganze zusammenbrechen. Aber da war keine Zeit, sich lange zu besinnen, aus Vinzebs Gang quoll der Rauch heraus und füllte den Hof. Man mußte sich beeilen.

Der Berrückte hat das Feuer natürlich angesteckt,“ sagten die Männer, indem sie die Leiter hielten. Sie reichte nur bis an das zweite Stockwerk, aber er warf Frau Johansen einen Strick hinauf und die befestigte ihn am Fensterpfosten, so daß er hinaufklettern konnte. Mit dem Strick ließ er dann erst das Kind, dann die Alte zu den Kameraden hinunter, die oben auf der Leiter standen und sie in Empfang nahmen. Der Rauch brannte ihm in den Augen und im Hals und hätte ihn fast erstickt; er konnte nichts sehen, ringsumher hörte er entsetzliches Schreien.

Gerade über ihm jammerte eine Frau. „Ach, Pelle, hilf mir!“ winselte sie halb erstickt. Das war die verschämte Näherin, die hierher gezogen war; er erkannte ihre warme Stimme wieder. „Sie liebt mich ja!“ durchzuckte es ihn.

„Jang den Strick und befestige ihn gut am Fensterpfosten, dann komme ich herauf und helfe Dir,“ jagte er und schleuderte das Ende des Stricks in das vierte Stockwerk hinauf. Aber im selben Augenblick ertönte ein wilder Schrei. Ein dunkler Körper flog über seinem Kopf weg und schlug mit einem toten Laut auf das Pflaster. Die Flammen schlugen fauchend da oben zum Fenster heraus als wollten sie nach ihr greifen und zogen sich dann wieder zurück.

Einen Augenblick hing er betäubt über dem Fensterbrett; dies hier war etwas so Schweres, hörte er nicht ihre sanfte Singstimme wieder in sich ertönen? Dann stürzte das Holzwerk mit einem langen Krachen ein, eine Wolke von heißer Asche stieg auf und legte sich wie Feuer auf die Zungen. „Nach, daß Du herunterkommst!“ riefen die Kameraden, „hebt brennt die Leiter!“

Ein langes ohrenbetäubendes Geräusch verkündete, daß die Feuerwehr im Herannahen war.

Aber Pelles Ohren hatten einen schwachen verschwindenden Laut mitten in dem Lärm aufgefangen. Mit einem Sprung war er in Frau Johansens Stube und stand da und lauschte; da drang Kinderweinen herein von der anderen Seite der Wand, wo die Zimmer an dem inneren Gang lagen. Das war entsetzlich anzuhören, und hier stand er und konnte nichts ausrichten, eine Mauer lag dazwischen und es war kein Durchgang nach dieser Seite. Sie riefen unten vom Hof seinen Namen. Ja, zum Teufel auch, er würde schon kommen, wenn er wollte. Er stand hier und wurde in dumpfer Hartnäckigkeit festgehalten durch diese klagende Kinderstimme; eine blinde Wut stieg in ihm auf, ingrimmig stieß er die Schulter gegen die verfluchte Wand, um sich einen Schmerz zu bereiten. Ach, sie gab nach! Noch einmal stieß er mit einer furchterlichen Kraft dagegen, und ein Stück der Scheidewand fiel ein.

Ertidende Hitze und Rauch schlugen ihm entgegen, er mußte den Atem anhalten und das Gesicht mit den Händen bedecken, während er vordrang. Da lag ein kleines Kind in einer Wiege, er strauchelte darüber und tastete sich nach der Mauer zurück. Das Feuer, das jetzt Luft bekommen hatte,

schlug plötzlich mit einem Knall, der ihn in die Knie zwang, um ihn auf. Er hatte ein Gefühl, als wenn durstiges Vieh ihm die Wange leckte. Hinter ihm, drinnen auf den Fersen, bullerte es wie ein Gewitter, schwieg aber, als er die Tür einhieb. Halb erstickt fand er den Weg zum Fenster und wollte hinunterrufen, hatte aber keine Stimme mehr; es ward nur ein heiseres Flüstern.

Ja, nun stand er hier mit einem Kind im Arm und sollte sterben! Aber das machte nichts; er war ja durch die Wand gekommen. Hinter ihm rückte das Feuer vor; es hatte sich ein kleines Loch durch die Tür genagt und schuf sich selbst den nötigen Zug. Das Loch erweiterte sich, Funken stieben wie unter einem Blasebalg, und der Brand leuchtete trocken, Hitze durch die Oeffnung entzündend. Kleine, fast unsichtbare Flammen hüpfen auf den glatten Flächen dahin, binnen kurzem mußte das Ganze in Flammen stehen. Seine Kleider rochen sengig, die Hände waren so sonderbar trocken, wie morsches Holz, und es war ihm, als wenn sich ihm das Haar im Nacken lockte. Und da unten riefen sie seinen Namen! Aber das machte alles nichts; sein Kopf war nur so schwer von dem Rauch und der Hitze. Er hatte ein Gefühl, als sei er im Begriff, umzufallen. Ob das Kind wohl noch lebte? dachte er, wagte aber nicht, nachzusehen; er hatte ihm seine Jacke über das Gesicht gebreitet, um es zu beschützen.

Er klammerte sich an den Fensterpfosten und rettete seine sterbenden Gedanken zu Ellen und den Kindern hinüber. Warum war er nicht bei den Dreien? Was für ein Unfuss war es nur gewesen, der ihn dazu gebracht hatte, sie zu verlassen? Er konnte sich nicht mehr darauf bestimmen und begriff sich selbst nicht; wenn es nun nicht mit ihm vorbei gewesen wäre, würde er nach Hause geeilt sein, um mit Klein-Lasse zu spielen. Aber nun mußte er sterben, in einem Augenblick würde er erstickt umfallen, noch ehe die Flammen ihn erreichten. Es lag eine kleine Befriedigung darin, als spiele er jemandem einen Streich.

Pöblich tauchte etwas vor seinem sterbenden Blick auf und rief ihn zurück. Das Ende einer Rettungsleiter war es, und ein Feuerwehrmann tauchte aus dem Rauch, gerade vor seinem Gesicht auf, ergriff das Kind und reichte es hinunter. Pelle stand da und arbeitete mit der Vorstellung, daß er sich in Bewegung setzen müsse; aber ehe sie in sein Gehirn hinein- und wieder hinausgelangte, hatte ein Feuerwehrmann ihn am Nacken gepackt und rannte die Leiter mit ihm herab.

Die frische Luft weckte ihn, er sprang von der Währe auf, auf der die Feuerwehrleute ihn gelegt hatten, und sah sich empört um. Im selben Augenblick fingen die Leute ganz sinnlos an zu rufen und in die Hände zu klatschen, und Frau Johansen drängte sich durch die Absperrung und stürzte auf ihn zu. „Pelle!“ rief sie weinend, „ach, Du lebst ja, Pelle!“

„Ja, natürlich lebe ich, aber das ist doch nicht zum Weinen!“

„Nein, aber wir glaubten ja, Du wärest da drinnen geblieben. Wie siehst Du nur aus, Du armer Kerl!“ Sie nahm ihn mit sich zu einer Arbeiterfamilie und war ihm behilflich, sich zurecht zu machen. Erst als er sich im Spiegel sah, begriff er das ganze. Er war unkenntlich von Rauch und Asche, die hatte sich ihm in seine Haut hineingebrannt und war nicht wieder zu entfernen. Unter dem Schmutz auf der einen Wange war eine Brandwunde. Er ging zu dem Assistenten und ließ sich ein Pflaster auflegen. „Ein paar Augenbrauen hätten Sie auch nötig,“ sagte der Assistent. „Sie sind wohl ordentlich im Feuer gewesen.“

„Warum hat es eigentlich so lange mit den Spritzen gedauert?“ fragte Pelle.

„Lange gedauert? Die waren zehn Minuten, nachdem das Feuer gemeldet war, hier. Die Meldung bekamen wir um acht, und jetzt ist es halb neun.“

Pelle schwieg ganz verduzt; er hatte ein Gefühl, als müsse die ganze Nacht vergangen sein, so viel war geschehen. Eine halbe Stunde — und in der Zeit hatte er sich daran beteiligt, einige Menschen dem Tode zu entreißen und hatte andere sich hineinstürzen sehen. Nun ja, und er selbst war versengt von der nahen Berührung mit dem Tode! Dies sah irgendwo im feinem Sinn wie eine schene Tafsache; wenn er die Hand ballte, bildete die Haut Runzeln und seine Kleider rochen wie verbranntes Horn.

Drinnen im Hof arbeiteten die Feuerwehrlente rastlos. Einige gossen Wasser von der Spitze ihrer Leitern in das Flammenmeer hinein, andere drängten in die Häusermasse hinein und suchten die Wohnungen ab; von Zeit zu Zeit kam ein Feuerwehrlente mit einer verkohlten Leiche zum Vorschein. Dann wurden die Bewohner der „Arche“ aus der Absperrung hineingerufen, um die Leiche zu erkennen. Sie liefen weinend zwischen der Zuschauermenge herum und suchten einander; es war der Polizei nicht möglich, sie zusammenzuhalten und festzustellen, wie viele da drinnen geblieben waren.

Plötzlich richteten sich aller Augen auf das Dach des Vorderhauses, wo das Feuer noch nicht so recht Herr geworden war. Dort oben stand der tolle Binzlov und blies auf seiner Flöte; wenn die Funken des Feuers einen Augenblick gedämpft wurden, hörte man seine verrückte Musik. „Hört, hört! Er spielt den Marsch!“ riefen sie. Ja, er blies den Marsch, aber in sein eigenes Hirngespinnst hinein verwoben; ganz wahnsinnig klang die bekannte Melodie auf Binzlovs Flöte.

Die Feuerwehrlente richteten eine Leiter auf und ließen auf das Dach hinauf, um ihn zu retten, aber er floh vor ihnen. Als er nicht mehr weiter konnte, stürzte er sich in das Flammenmeer.

Der Marktplatz und die Ufer der Kanäle waren mit Menschen angefüllt; Kopf an Kopf standen sie da und betrachteten den üppigen Brand der „Arche“. Schmutz und Armut und Dünste von Jahrhunderten gingen dort in Flammen auf. Wie es prasselte und knisterte und knackte! Die Menschenmenge war in bester Laune über den Sieg der Arbeit; über Nacht war man doch nicht zum Schlafen aufgelegt und dies hier war ein Feuerwerk, das anhielt, eine großartige Illumination zu Ehren des Sieges der Armen. Man rief bewundert Ah!, zischte, um den Laut der Raketen nachzuahmen, und klatschte in die Hände, wenn die Flammen aufstiegen oder ein Dach zusammenstürzte.

Belle ging in der Menge herum und sammelte die verwirrten Bewohner der „Arche“ an der Tür des Buchhauses, so daß wer zusammengehörte, sich finden konnte. Sie weinten und waren gar nicht zu trösten. „Ach, jetzt brannte die „Arche“, die liebe Zufluchtsstätte für so viel Verkommenheit.“ „Wie könnt Ihr Euch das wohl so zu Herzen nehmen,“ jagte Belle tröstend. „Neben Nacht werdet Ihr von der Stadt untergebracht, und nachher zieht Ihr in ordentliche Wohnungen, wo alles neu und rein ist. Und um Eure Habseligkeiten braucht Ihr nicht zu weinen, ich will schon eine Sammlung in Gang bringen, und dann bekommt Ihr bessere Sache, als Ihr gehabt habt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Berlin im 18. Jahrhundert.

### 1. Straße und Haus.

Die territoriale Entwicklung Berlins, die Ausdehnung seines Reichbildes, war in der Hauptsache bereits vor einem halben Jahrhundert beendet. Das Anwachsen zur Millionenstadt vollzog sich ohne neuen Bodenerwerb. Neben die alte Stadtmauer des 18. Jahrhunderts hinaus war man 1841 mit Einbeziehung der Oberen und Unteren Friedrichstadt, der südlichsten Luisenstadt, des Königsviertels, der Rosenthaler und Oranienburger Vorstadt, sowie der Friedrich-Wilhelmstadt gegangen. 1861 aber wurde mit der Einverleibung von Gesundbrunnen, Redding, Moabit, der Schöneberger und Tempelhofer Vorstadt annähernd der gegenwärtige Stand erreicht. Daran haben sich nur noch als Reste 1878 der Viehhof, 1881 der unbebaute Tiergarten mit dem Zoologischen Garten und Bellevue geschlossen, mögen noch gelegentlich kleinere Anwüchse, wie der künftige Tierpark in der Jungfernhöhe folgen. Die Möglichkeit, in die selbständigen Vorortgemeinden kommunal hineinzuwachsen, ist für Berlin vorläufig unwiederbringlich geschwunden. Durch die letzte große Einverleibung von 1861 war die alte Stadtmauer als Grenze für die städtische Wahl- und Schatzsteuer überflüssig, ja hinderlich geworden. Dennoch konnte sich ihrem Abbruch noch eine Reihe von Jahren das Kriegsministerium widersetzen, um für den Fall einer Wiederholung der Märztage von 1848 die Einschließung und Absperrung der Stadt dem Militär bequemer zu machen. Militärische Nachfaktoren haben durch die Jahrhunderte Berlins Entwicklung verhängnisvoll beeinflusst und gehemmt.

Berlin hat im Ganzen drei Umzirkungen besessen: die mittelalterliche Mauer, die Festungswälle und schließlich die Stadtmauer, deren Reste noch in den Baulichkeiten des Brandenburger und Potsdamer Torres vor uns stehen. Die mittelalterliche Mauer, die vor mehr als fünfhundert Jahren schon nachgewiesen ist und

bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts unverändert blieb, lief als Schutz der Berliner Seite der Doppelstadt im Zuge der späteren Neuen Friedrichstraße; Cölln war hinter seiner natürlichen Wassergrenze, dem linken Spreearm, zwischen der heutigen Waisenbrücke und dem Kupfergraben, seinerseits durch eine Mauer gesichert. Die dann unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von 1658 bis 1674 durchgeführte Festungsanlage brachte eine Neuerung wohl in technischer Hinsicht; eine Erweiterung des geschützten Gebietes schuf sie jedoch nur durch die Einbeziehung des schmalen Streifens südlich und westlich des linken Spreearmes, des Werders und Neucöllns. Diese ohne Rücksicht auf die produktive Entwicklung vorgenommenen militärischen Maßnahmen erwiesen sich bereits im Stadium der Ausführung als unzureichend. Tore waren verlegt, Straßeneinmündungen durch die hohe Aufmauerung der Wälle geschlossen worden. Im Norden hatte man über die alte Befestigungslinie nicht wesentlich hinausgehen dürfen, um nicht zu dicht unter die Anhöhen zu geraten, obwohl außerhalb schon seit 1670 westlich die Spandauer, seit 1680 östlich die Stralauer Vorstadt anwuchsen. Im Süden und Westen des Cöllnischen Walls waren gleichzeitig die Köpenicker und Leipziger Vorstadt sowie die Dorotheenstadt entstanden. 1688 beschloß Friedrich I. den Ausbau der Friedrichstadt, die in sieben Jahren bereits mit 300 Gebäuden besiedelt war. Alle diese Vorstädte konnte die Festung nicht mehr schützen. Die Ueberschreitung der Wälle ist baugeschichtlich der Anfang der städtischen Eigenart Berlins.

Die mittelalterliche Stadt hatte noch keine eigene Physiognomie; ihre fargen Reste kirchlicher Baukunst — weltliche kommt überhaupt nicht in Frage — bestehen den Vergleich nicht einmal mit anderen märkischen Kunstdenkmälern, wie sie in Brandenburg oder Tangermünde erhalten sind. Die Friedrichstadt erst und die mit ihr entstandenen Quartiere waren und sind für das Berlin, das als Großstadt Ruf und Ansehen gewann, im guten wie im üblen Sinne repräsentativ und typisch. Ernst Conzertius hat in seinem „Alt-Berlin. Anno 1740.“ (Verlag der Gebr. Paetel, Berlin) einen minutiösen Querschnitt durch diese im angegebenen Sinne grundlegende Zeit gegeben. Er berichtet, vorwiegend an der Hand von amtlichen Berordnungsammlungen und den damals neuen Zeitungsinserten, wie man vor zweihundert Jahren in Berlin baute und wohnte, aß und trank, kaufte und verkaufte, wie man sich kleidete und körperlich pflegte. Mit sinnvoller Absicht stellt sich neben den Ueberfluß der Delen- und Staatsgeschichte ein meines Wissens erster Versuch, das profane und bürgerliche Leben der Zeit und hieran wiederum besonders dessen wirtschaftliche Seite aufzuzeigen. Eine zugegangene relative Unvollständigkeit bleibt so erklärlich wie entschuldbar. Unliebsamer vermißt man schon das geistige Band, das die Fülle des Nebeneinandergestellten unter gewissen Gesetzen oder wenigstens Prinzipien zusammengefaßt hätte.

Merkantilsystem und militärischer Absolutismus waren immerhin als Stichworte hier wegweisen gewesen. Jenes bestimmte sozusagen das Ziel, dieser die Taktik. Die Person des Regenten, ob Friedrich Wilhelm I. oder Friedrich II., machen darin keinen Unterschied. Die größtmögliche Summe an industrieller Produktion wie an Bargeld bedeutete das höchste Staatswohl. Als erstes und wirksamstes Mittel dazu galt eine energische Steigerung der Bevölkerungsziffer um jeden Preis. Nicht nur wie Conzertius meint, um Macht und Pracht zu des Thrones Ehren zur Schau zu stellen, wurde von Amts wegen die Vaulust so wild gestachelt, die Menschenjagd so wahllos forciert. Da durfte man nicht mehr die Residenz durch den Festungsgürtel einschnüren, mußte vielmehr dem Expansionsbedürfnis der Neusiedler breitesten Raum lassen. Das neue und weitere Areal aber wiederum regulär mit Kurtinen und Bastionen zu besetzen, ging nach wenigen Jahrzehnten nicht wohl an. Die Dorotheenstadt hatte man noch an die alten Werke mit einem sogenannten Hornwertsgraben angeschlossen, der vom Festungsgraben beim späteren Opernhaus durch die Behrenstraße ging und von dort gerade nach Norden westlich der Schadowstraße in die Spree fiel. Die Stadtmauer jetzt vom Anfang des 18. Jahrhunderts diente nicht mehr der Befestigung, sondern der Zollkontrolle sowie der Sicherung gegen Desertion. Nach ihren vierzehn Toren, deren Namen noch heute im Gebrauch sind, läßt sich der Lauf inschwer verfolgen: am Unterbaum (der heutigen Kronprinzenbrücke) beginnend, erreichte man auf der nördlichen Linie das Oranienburger, Hamburger, Rosenthaler, Schönhauser, Prenzlauer, Bernauer (später Königs-), Landsberger, Frankfurter und schließlich das Mühlenort am Oberbaum; jenseits, südlich der Spree schloß sie sich mit dem Wendischen (Schlesischen), Kottbusser, Hallischen, Potsdamer und Brandenburger Tor fort bis zur damaligen Tiergartenbrücke am Unterbaum. Das Gebiet, das die neue Mauer umschloß, war mindestens sechsmal so groß wie die Altstadt und Festung, deren Werke nur allmählich fielen. Sehr allmählich und wiederum ohne jede Rücksicht auf zweckmäßigen Verkehr und die lebendige Entwicklung der werktätigen Bevölkerung.

Denn die Schließung wurde vom militärischen Gouvernement bestimmt. Das Gouvernement war aber auch die höchste Instanz für die Neubauten. Das Gouvernement setzte die Baufluchtlinien fest, ohne Magistrat oder Rauräte zu hören, erteilte die Bauerlaubnis und wies den Nachbar an, wie dieser seinen Neubau im Interesse der Regelmäßigkeit zu errichten habe. Der Baustil entwickelte sich nach militärischer Vorchrist. In Potsdam existieren heut noch solche Häuser, wie sie damals in Berlin gebaut wurden, die in der Fassade hinter einer pomphaft langen Front einen

Staatsbau fortzuführen, während sich dahinter drei getrennte Häuschen mit steilen Treppen und winzigen Wohnungen ergaben. Diese schamhaft versteckte Sparsamkeit hatte ihren tieferen Grund. Friedrich Wilhelm I. besaß neben seiner Manie für die langen Kerls die nicht minder kostspielige der Bauart; hier wie dort scheute er sich nicht, sie mit Gewalt und großen Geldopfern zu befriedigen. Jeder Besitzer einer Baustelle in der Friedrichstadt war zum Bauen verpflichtet; er mochte wollen, mochte können oder nicht. Sonst wurde er expropriert, unter Umständen ohne auch nur einen Groschen dafür zu beziehen. Sein Grundstück aber wurde an den ersten besten Kaufwilligen verschenkt. Ja, nicht nur das Grundstück erhielt der, auch Baumaterial und bares Geld für die Handwerker obendrein, auch dies geschenkt, nicht etwa geliehen. Er blieb von allen Lasten befreit, von der Grundsteuer und dem Servis, d. h. der Verabfolgung der allgemeinen Verpflichtung zur Einquartierung: sein Haus wurde ein Freihaus. Die königlichen Baugelder berechneten sich nach der Frontlänge des Hauses, daher baute man nur ein Stockwerk und im übrigen seinem Nachbar nach, um den Baumeister zu sparen. Diese Laubeke grassierte vornehmlich in den beiden letzten Jahrzehnten des Königs. Bei seinem Tode 1740 kamen die Häuser haufenweise unter den Hammer, aber keines ging auch nur annähernd zu gerichtlichen Tage fort. Es war unsinnig über das Bedürfnis hinaus gebaut worden. Wer lediglich für seinen eigenen Hausstand gebaut hatte, dem konnte die königliche Unterstützung unter Umständen von Nutzen sein. Wer ein großes Haus auf Vermietung berechnet hatte, erlebte schlimme Enttäuschung. Sicheren Vorteil hatte nur der Kaufspekulant, der eben nichts zu verlieren hatte, mochte er mit Gewinn oder Verlust weiter verkaufen. Diesen Typ für Berlin geschaffen zu haben, ist das eigenste Verdienst Friedrich Wilhelms I. Mit der Forderung einer Stetigkeit des Besitzes hätte er die Spekulanten abgeschreckt; ihm mußte jeder willige Bauherr recht sein, wer er auch war, woher er auch stammte.

Die Spekulanten, innerlich dreist, nach außen serbil, durften auf Mehr rechnen: auf Adel, auf sonst rare Geschäftsprivilegien, auf Vorrechte aller Art. Ihnen gegenüber wurde der ständig prügelnnde Landesvater ein märchenhafter Gönner. Die schönsten Krachs, unabwehrbare Substationen bezeichnen diese erste Berliner Gründerzeit. Niemand wollte bei der Ersteigerung die in dem Haus stehenden Baugelder mitzählen, er konnte sie jederzeit selbst bekommen; diese Gelder blieben glatt verloren. Ein neues Gewerbe war in dem Bauen zu Zwecken des Verkaufes oder der Vermietung, ein neuer Handelsartikel in dem Hause selbst entstanden.

Die Krachs und Preisstürze der Friedrichstädtischen Bauten mußten naturgemäß auf die Häuserpreise der Altstadt drücken; dort lastete außerdem der Grundzins darauf, die Abgabe an die Stadt, als an die einstige Eigentümerin des Bodens. Im übrigen schwankten auch hier die Häuserpreise, die nach dem Mietsertrag berechnet waren, in einer und derselben Gegend erheblich. Denn große und kleine Häuser standen dichtgebrängt in der Altstadt nebeneinander. Aus den verschiedensten Zeiten stammten sie, waren vielfach noch aus Fachwerk, Rohr und Lehm erbaut. Anders als in den schnurgeraden Stahenzügen der nüchternen, windfreien Friedrichstadt wandten sie, mit kurzer Front zur Straße, dieser den Siebel zu, breite Korbste und Kellerböden waren ihnen vorgelagert, Rampen zur Auffahrt, die gegen die Straße ein Eisengitter trennte, ja hölzerne Wuden für die Höter. Die möglichen Reize der Abwechslung und des Pittoreskes wurden aber weniger gewürdigt, als die stets drohende Feuergefahr. 1727 wurden Stroh-, Rohr- und Schindel-dächer verboten, ebenso hölzerne Altane und Galerien auf den Höfen. Der Brand der Petrifirche drei Jahre später, der Kirche, Schule und 40 Privathäuser in Asche legte, mahnte eindringlich an die tägliche Gefahr der alten, völlig ungesicherten Quartiere. Und doch mußte man hier die Errichtung von regelmäßig isolierenden Brandmauern aufgeben; jede einseitige Frontrichtung fehlte dazu, alles war unentwirrbar ineinander geschachtelt. In ihren Folgen ökonomisch abgeschwächt wurde die Gefahr durch die Feuer-sozialität auf Gegenseitigkeit von 1719, der alle Hausbesitzer angehörten. Nach vorheriger Taxe durch Bauhandwerker vergütete sie sofort Schäden bis zu 5000 Talern, höhere in Raten. Im übrigen unterstand das Böschwesen seit 1728 wiederum einer Militärperson.

Die volle Bebauung des Gebietes innerhalb der neuen Mauer sollte über ein Jahrhundert in Anspruch nehmen. Damals war Berlin noch, trotz vieler vierstöckiger Häuser, durchaus eine Landstadt. Jeder kannte den anderen, die Häuser brauchten noch keine Nummer und trugen höchstens Wahrzeichen oder Markten, die sich noch bei Gasthöfen oder Apotheken aus jenen Tagen erhalten haben. Die meisten Bürger trieben Landwirtschaft. Auf dem unbauten Terrain lagen Wiesen und Weinberge, Gärten mit Lusthäusern und Scheunen. Das Schweunenviertel hat daher seinen Namen behalten. Die Weinberge lagen vor den nordöstlichen Toren, auch nach Tempelhof zu. Diese landwirtschaftlichen Anteile gehörten zu den Häusern in der Stadt und wurden mit ihnen zusammen vermietet oder veräußert. Aber selbst in den bebauten neuen Quartieren wollten sich Handel und Gewerbe nur schlecht etablieren, denn die Menschen fehlten. Unter den Linden lagen Brauhäuser mit Viehstallungen, in der Leipziger Straße waren Höfe mit regelrechtem landwirtschaftlichem Betriebe zu finden, Obst- und Gemüsegärten mit Bienen- und Taubenzucht. Die höchsten Beamten, die auf höheren Befehl die Friedrichstadt hatten besiedeln müssen, hielten

sich Hausvieh, und manche Zeitungsannonce sprach von entlaufenen oder zugelaufenen Schweinen in der Breiten Straße oder auf dem Rondell (Belleallianceplatz).

Die Wohnungen in diesen Häusern wurden durch Inseerat oder Mietzettel ausgeschrieben. Die Preise, besonders solcher, in denen sich Geschäfte treiben ließen, hingen durchaus von der Gegend ab. Die Altstadt galt als nahrhaft, z. B. der Neue Markt; die Gegend der Dreifaltigkeitskirche war noch neuer und daher billig. In der Leipziger Straße hätte man schwerlich auf großen Umsatz rechnen dürfen. Geschäftsräume ohne Wohnung waren die Gewölbe im Berlinischen Rathhaus, die Kaufmannsläden am Mühlendamm. Bei den Privatwohnungen sah man auf reichliches Nebengelag. Es galt, größere Vorräte auf längere Zeit zu speichern, Zweige der Hauswirtschaft zu treiben, die spätere Zeiten aus dem Haus verlegt haben. Zum Mobiliar gehörten auch noch Tapeten, die aus Stoff waren, wenn nicht gerade Gobelin, so doch ölbemalte Leinwand, auch aus Wachsdruck. Die Größe der Wohnungen variierte ganz nach Mitteln und Ansprüchen; bestimmte soziale Pflichten darüber hinaus bestanden kaum. Auch möblierte Stuben gab es bereits zur Miete. Dagegen zeigte sich beim Mobiliar eine gewisse Abstufung, abgesehen davon, daß Ruffbaum die herrschende, Feiche die vergangene Mode bildete. An einem unentbehrlichen Gebrauchs-möbel wie dem Bett trat eine solche Rangordnung zutage: Himmel-waren unerlässlich, selbst für Kinder. Doch während vornehme Leute eichene Bettstellen mit Eisenwerk und Vorhängen aus Damast, Seide oder beständigem Samt hatten, bescheidenere einen hölzernen Pfostenhimmel mit schlichterer Bedeckung, mußten sich die Kinder mit grün gestrichenen Bettstellen begnügen. Die Mägde durften paarweise auf der Schlafbank liegen, und für den Diener war ein alter lederner Bettfad gut genug, den der gnädige Herr einst auf Reisen benutzt hatte. Der gemeine Mann aber, der nicht einmal den Handwerker in Nahrung zu setzen vermochte, kaufte seine Möbel beim Althändler oder auf der Auktion aus dem reichen Nachlaß, und trug, wenn das letzte Buzgeld aus dem Hause gegangen war, seine Wertsachen zum Juden oder Trödler, der ihm darauf gegen Zinsen ließ. Auch manche ehrjame Witwe und alte Jungfer scharren sich durch Pfänderbeleißen in aller Stille einen Extragroschen zusammen.

H. F. Sohn.

## J. H. Mackay: Gesammelte Werke.

(Bernhard Zads Verlag, Treptow-Berlin.)

Ein Auser von fremden Ufern erhebt seine Stimme. Einer, der sich „in der Gesamtaufassung seiner Arbeit völlig unbegriffen“ wähnt und nunmehr „im Grunde nur einem Selbsterhaltungstrieb“ zu folgen meint, indem er „Verachtung und Urteil zwingt“, sich vor das Totalbild seines Schaffens zu stellen, sich mit ihm auseinander zu setzen. Es ist John Henry Macdagh. Der Name des in Schottland geborenen, doch in Deutschland, der Heimat seiner Mutter, erwachsenen Dichters wurde mit einem Schläge bekannt, als unter dem Sozialistengesetz seine revolutionäre Piederammlung „Sturm“ (1888 in Zürich erschienen) vom Varnhuf des preussischen Staats-anwalts getroffen war. In diesem Buche zeigte es sich jedoch schon, daß Macdagh andere Wege einschlug — Wege, die vom Sozialismus weitab führten. Sein Radikalismus war ausschließlich auf die Freiheit der Persönlichkeit gerichtet, aus der Voraussetzung heraus, daß die Masse niemals frei werde, solange nicht der Einzelne sich zur Freiheit durchgerungen. Max Stirners Programmschrift: „Der Einzige und sein Eigentum“ ward sein Leitstern. Demnach ist Macdagh's Anarchismus („in Wahrheit, behauptet er — sind alle Dichter Anarchisten und werden es immer sein“) von besonderer Art. Er selbst bezeichnet sich als „Vertreter des individualistischen Anarchismus im Gegensatz zu dem fälschlich Anarchismus genannten revolutionären Kommunismus“. Diese Entwicklungslinie läßt sich durch Macdagh's gesamte lyrische Produktion verfolgen. Gleichwohl konnte der weniger eingeweihte Leser zu irrigen Schlüssen gelangen. Das anarchische Glaubensbekenntnis des Dichters mochte ihm schwankend, die künstlerische Persönlichkeit und auch der philosophische Dichter zu wenig ausgeprägt erscheinen. War Macdagh eine Individualität, so mußte ihm daran gelegen sein, dies sein echtes Bild endlich klipp und klar vor aller Augen aufzurichten. Das hat er nun getan.

Ob Macdagh mit dieser kritisch gestiebten Gesamtausgabe — sie umfaßt acht Bände — sein Schaffen eudgültig zum Verstummen gebracht wissen will, können wir natürlich nicht sagen. Ein bißchen vorzeitig wäre es ja; denn er steht erst gerade im 49. Lebensjahre. Aber verwunderlich wäre das nicht. Wer nicht zur Kunst modischer Pyramidenläufer zählt, nicht alle Tage vor der Bourgeoisie Purzelbäume schlägt, wird übergangen. Hat er gar noch all sein Dichten und Denken in den Dienst sozialer und geistiger Befreiungskämpfe gestellt, wird er von der herrschenden Klasse brutal beiseite gestoßen — oder euzlich totgeschwiegen. Ist er viendrein mittellos, geht er unter. Vor diesem Lose blieb Macdagh allerdings bewahrt, denn er ist materiell unabhängig und entging so jedweder Sorge um die Existenz. Deswegen soll aber der Mut seiner Ueberzeugung nicht weniger gelten. Als durch und durch revolutionärer Geist steht er uns nahe, wie diametral auch ihr Anarchismus dem Sozialismus entgegengefeht sei.

Das Maday als Prosaerzähler und weniger Interesse abnötigen kann — obwohl diese kleineren und größeren Arbeiten — sie fällen allein vier Bände — wenn sonst nichts, doch Dokumente der dichterischen Entwicklung und seelischen Befreiung von Gesehnen, vielleicht auch persönlich Durchlebtem darstellen, liegt wohl zum größten Teil an der Sprödigkeit der Stoffe wie ihrer subjektiven Behandlung.

Ausschließlich als Lyriker vermag er anzusprechen. Nur den Ehrgeiz, ein „Reutöner“ zu sein, hat er nie beseßen. Er ist Epigone einer allerdings großen Vergangenheit. Auch gerade in formalistischer Beziehung. Seine Bildersprache, sein Reim- und Strophenbau erscheinen mehr konventionell als schöpferisch im modernen Sinne; wenigstens läßt er die Ausdrucksmittel der Gegenwartsdichtung fast gänzlich vermissen. Ab und zu laufen veraltete Wortumstellungen („auf dich raffen“ usw.), gezwungene Wendungen („Um sein Glück endlich erhört“ usw.), atemlose Sätze mit Hiatreimen, nicht selten noch auf nachfolgende Strophen übergreifend, zwischenein. Das sind mehr Eigensinnigkeiten, an denen er festhält. Bis zu einem gewissen Grade ist Maday Impressionist; dennoch muß überwuchernde Rhetorik öfter als nötig elementare Ausbrüche einer unmitttelbar wachenden Leidenschaft erleben. Man empfängt dann den Eindruck: als gehe ihm zwischen Eingebung und Gestaltung das beste Teil verloren. Er reflektiert mehr, als er „bildet“ — im Sinne Goethes gedacht. Möglich, daß Einflüsse seiner Doppelheimat dahineinspielen.

Wollen wir nach Vorbildern suchen, so ließe sich am ehesten an Shelley denken. Eine diesem ähnliche Feierlichkeit des pathetischen Gefühls, ein ähnlicher Schwung der Gedankensprache ist bei Maday vorherrschend. Mit Shelley verbindet ihn auch seine weltbürgerlichen Neigungen, sein stolzer Unabhängigkeitstrieb und Wahrheitsdrang, seine inbrünstige Naturanbetung, ausmündend in sehnsüchtige Unendlichkeitsgefühle. So gesehen, steht Maday in der deutschen Literatur der Gegenwart einzig da. Er ist ein Propagandist jener All-Freiheit, die zur Scheidung des Individuums, des Ich-Menschen von der Masse führen soll. Sagt Schiller: „Der Mensch ist frei und war er in Ketten geboren.“ so Maday: Er wird nur frei sein, wenn er sich losmacht von allen anderen. Was dabei aus der Gesamtheit wird, läßt ihn gleichgültig. „Was sind mir Menschensgehalte? Was Menschenlos?“ Im Grunde ist sein auf sein Ich konzentriertes Erlösungsideal nichts anderes als die Erhebung des schöpferischen Geistes aus plebejischen Niederungen zu „aristokratischen“ Höhen der Un-sichselbst-Vollendung. Stirner-Schelleys „Atheismus“, Madays individualistischer Anarchismus münden auf das gleiche Endziel hinaus.

Drei Entwicklungsstadien sind es, durch die er hindurchgegangen. Erst nahm ihn das Leben in die Schule. Dann kam seine Wiedergeburt im anarchistischen Geiste, und zuletzt fühlt er sich schrankenlos frei. Himmel, Erdreich — alles ist seinem Willen untertan. Wir werden weiter hoffen, t. h. Lügenpaläste bauen; und wir werden weiter mit dem Schwerte des Zweifels, d. h. der Wahrheit, dagegen ankämpfen. Einst aber wird der Zweifel die ganze Welt besiegen: „Es ward Licht!“

Unter Madays Lyrik ist manches Schöne, das sich unversehrt in fernere Zeit hinüberretten wird. Und mit ihm wird das übrigens auch als Sonderausgabe den gesammelten Werken beigeordnete Buch „Sturm!“ immerdar ein Denkmal eines den höchsten Zielen, den tiefsten Seelenmysterien hingebenden Dichter-Denkers bleiben, der hier auf Erden einsam seine Bahn zieht. o. k.

## Auf der fossilienjagd im innersten Afrika.

Im Anfang des Jahres 1911 erregten einige Fossilienfunde allgemeines Aufsehen, die ein Beamter von Britisch-Niasira zufällig während eines Jagdausfluges an der Ostküste des Viktoria Njanza gemacht hatte. Der glückliche Entdecker dieser prähistorischen Schätze fiel nicht lange danach seiner Jagdlust zum Opfer; einige der von ihm gefundenen Fossilien aber wurden nach London gebracht und fanden die größte Beachtung, denn es waren Knochen von Säugtieren, die im Miocän oder der mittleren Tertiärzeit gelebt hatten, einer Periode, die von manchen Geologen um drei Millionen Jahre zurückdatiert wird. Nachdem einmal die Aufmerksamkeit auf diese Reste afrikanischer Urzeit gelenkt war, unternahm der englische Geologe Dr. Feltz Oswald im November 1911 eine Expedition nach diesen Stätten des Viktoria-Njanza und ist nun vor kurzem mit einer reichen Ausbeute an wertvollsten Fossilien zurückgekehrt. Ueber die Resultate seiner Expedition und die Entdeckungen und Mifßale, unter denen er arbeitete, hat er dem Vertreter eines Londoner Blattes ausführliche Mitteilung gemacht.

Am 15. November 1911 erreichte er Karungu, den Ort am See, wo die ersten Fossilien entdeckt waren. Ein Haufen von Hütten der Eingeborenen liegt hier, aber von jedem Verkehr mit Landsleuten war der Reisende vollkommen abgeschnitten. Dr. Oswald war nur von drei Eingeborenen begleitet, einem Dolmetscher, der in der Karivondopprache seinen Verkehr mit den Wilden vermittelte, und zwei Soldaten. Die Zeit, in der er seine Studien vornahm,

war die heißeste des Jahres und er litt unsäglich unter Hitze und Ungeziefer. Außer der Fossilienjagd beschäftigten ihn auch geographische Probleme. „Der genaue Punkt, von dem meine Untersuchungen ausgingen,“ so erzählte er, „war nahe bei Karungu, da, wo augenscheinlich in der Urzeit das Delta eines alten Flusses lag, der an dieser Stelle in den See mündete. Bei meinen Grabungen hatte ich großes Glück und drang rasch bis zu den ältesten Schichten vor, die sich sehr scharf von den jüngeren Schichten abhoben und in denen die Fossilien prächtig erhalten waren. In dem alten Delta fanden wir in den verschiedensten Lagerungen interessante Leberreste, die wichtigsten in der dritten Schicht, der des Miocäns, wo ich ein Dinotherium mit Zähnen und Knochen vom Aceratherium und Anthracotherium, dem alten Typus des Rinozeros, fand. Wir fanden andere Spuren von Fossilien an fünf bis fünfzehn Meilen entfernten Punkten. Die größten Qualen bereitete mir das Insektenleben. Jede Insektenart war hier heimisch und trat in unbefahrblichen Massen auf. Die Tsetsefliegen kamen in solchen Wolken über den See, daß sie das Licht der Sonne verdunkelten. Ihr Summen klang wie der dumpfe Ton einer Riesengorgel. Grillen, so groß wie die Sperlinge, konzertierten die ganze Nacht, jede Art in einer besonderen Tonart. Vieh dieser Gegend nicht schlafen, so setzten wir doch noch mehr die blutlaugenden Zecken zu, die Bringer eines schlimmen Fiebers, die sich am Körper voll und schwer saßen. Jeden Abend, wenn ich meine Suppe aß, mußte ich vor jedem Löffel erst eine Schicht von Insekten entfernen. Noch entsetzlicher aber war die fürchterliche Einsamkeit.“

Da Oswald während der Zeit noch anstrengende Grabungsarbeiten vornahm, so war er schließlich völlig erschöpft und hätte seine Ziele nicht verfolgen können, wenn er nicht in den Eingeborenen freundliche und hilfreiche Kameraden gefunden hätte. Die Bevölkerung des Karivondo trägt keine Kleider, scheint gar keine Religion zu besitzen, und doch stehen die Sitten auf einer hohen Stufe. Während Männer und Frauen nichts für ihre eigentliche Toilette tun, sind sie desto begieriger nach Schmutz und das stärkere Geschlecht tut es dem schwächeren zubar im Anlegen von eisernen und messingenen Ketten um Arme und Beine. Es herrscht Polygamie; der Mann hat in seinem Kraal viele Hütten, von denen er je eine einer Frau einräumt. Der Tote wird neben der Hütte der Hauptfrau begraben und in den Begräbniszeremonien regt sich eine leise Ahnung von Geistesglauben. Obwohl die Eingeborenen in diesen ungelunden Gegenden keine Ahnung von Hygiene haben, werden sie doch wegen ihrer großen Widerstandskraft verhältnismäßig wenig von Krankheiten heimgesucht; allerdings sind ganze Dörfer, wahrscheinlich durch das Wüten der Schlafkrankheit, verödet. Ihren Durst stillen sie im schmutzigsten Schlamm, aber sie haben eine eigene Art, Lippen und Zunge mit dem Wasser nur zu befeuchten, ohne es herunterzuschlucken, so daß sie sich erfrischen und doch den schlimmen Folgen eines solchen Trunkes entgehen.

## Kleines feuilleton.

### Medizinisches.

Salvarsan und Milzbrand. Nachdem das von Prof. Ehrlich vor zwei Jahren zur Bekämpfung der Syphilis eingeführte Arsenpräparat sich einen bleibenden Platz in der Quecksilberbehandlung gesichert hat, ist man in letzter Zeit darangegangen, seine Wirksamkeit auch an anderen Infektionskrankheiten zu prüfen, die bisher allen Heilbestrebungen Trotz zu bieten pflegten.

Ein neuer und wichtiger Erfolg des Salvarsans liegt jetzt vor. Bei einem schweren Milzbrandfall, dessen Prognose außerordentlich ungünstig erschien, hat es sich als lebensrettend erwiesen. Auch experimentelle Versuche, die daraufhin von Dr. Schäfer in Blauen unternommen wurden, sprechen dafür, daß wir in Salvarsan tatsächlich ein spezifisch wirkendes Mittel gegen Milzbrandbazillen besitzen. Kaninchen, die mit einer hochgiftigen Milzbrandbazillenkultur geimpft wurden und gleichzeitig Salvarsan erhielten, zeigten, obwohl sie sonst gegen Milzbrand sehr empfindlich sind, keine Erscheinungen einer Infektion. Die Milzbrandbazillen, die von der künstlichen Infektion herrührend, in ihnen gefunden wurden, waren offenbar durch die Salvarsanwirkung abgetötet worden. Auch wenn die Salvarsaneinspritzung erst bis zwölf Stunden nach der künstlichen Infektion stattfand, blieb das Tier am Leben. Noch später einsetzende Behandlungen blieben deswegen erfolglos, weil der Kaninchenmilzbrand unter stürmischen Erscheinungen innerhalb 30 Stunden zum Tode führt. Beim Menschen liegen die Verhältnisse insofern anders, als es immerhin einige Zeit dauert, bis die Mikroben ihre giftige Wirkung auszuüben in die Lage kommen. Daher ist die Hoffnung um so berechtigter, noch zur rechten Zeit das Salvarsan anzuwenden zu können und den Erkrankten dadurch zu retten.

Obwohl der Milzbrand im großen und ganzen durch sanitäts-polizeiliche Maßregeln in Zell- und Lederbearbeitungsfabriken sowie beim Import ausländischer Häute in den letzten Jahren abgenommen hat, fordert er unter Leder- und Wollbearbeitern, sowie unter Schlächtern und Abbedern immer noch zahlreiche Opfer. Die Erkrankung gilt als sehr gefährlich und führt in der größeren Zahl der Fälle zum Tode. Jrgend ein wirksames Mittel hat man bisher nicht zur Verfügung gehabt.